

Transkript zum Podcast „Inklusive 10 Minuten“

Moderatorin

Gast A, Gast B

Hallo und herzlich Willkommen zu unserem Podcast "10 inklusive Minuten". Die Frage, mit der wir uns heute beschäftigen ist: Wie werden Förderbedarfe in Kitas mit Eltern kommuniziert? Dazu habe ich zwei pädagogische Fachkräfte eingeladen, die Beispiele aus der Praxis mitbringen. Schön, dass ihr da seid.

Danke für die Einladung. Ich freue mich auf den Austausch.

Ich mich auch, danke das ich dabei sein darf.

Dann lasst uns direkt mal starten! Was waren eure ersten Gedanken, als ihr die Einladung zum heutigen Podcast erhalten habt? Was ist euch als erstes durch den Kopf gegangen?

Also mir ist sofort die Schul-Frage eingefallen. Das ist einfach ein Thema, das viele Eltern beschäftigt. Also die Frage danach, welche Schule ihr Kind nach der Kita besuchen wird, ob es die allgemeinbildende Grundschule oder doch lieber eine Förderschule besuchen soll.

Ja, stimmt. Die Frage nach der richtigen Schule für das Kind wird oft gestellt.

Was ich dabei schon oft beobachtet habe, ist, dass Eltern sich von den Aussagen der pädagogischen Fachkraft unter Druck gesetzt gefühlt haben, ohne, dass es von ihr beabsichtigt wurde. Es kamen dann Aussagen wie "Nur noch ein Jahr, dann kommt Ihr Kind in die Schule". Dabei war das Ziel des Gesprächs, zu unterstützen und nicht den Eltern das Gefühl zu vermitteln, dass es fünf vor Zwölf steht und Panik auszulösen. Ich finde aber, dass es schon eine gewisse Sensibilität braucht, um mit diesem Thema umzugehen. Aus diesem Grund lassen pädagogische

Fachkräfte auch oft die Gespräche mit Eltern mit nichtdeutscher Familiensprache in die Sprache der Eltern übersetzen. Das ist eine Möglichkeit einer Sprachbarriere zu begegnen, um sicherer zu sein, dass die verschriftlichten Informationen und Aussagen bei den Eltern ankommen.

Ja, ich kenne auch Situationen, in denen sehr bedacht und möglichst sensibel gehandelt wurde und auf die Unsicherheiten und Ängste der Eltern eingegangen wurde. Ihnen wurde erklärt, welche Auswirkung im positiven, wie auch im negativen die jeweilige Schulform für ihr Kind haben könnte. Die bisherigen Erfahrungen von Eltern, die sie mit den verschiedenen Einrichtungen oder anderen Menschen gemacht haben, spielt auch oft eine Rolle. Dazu fällt mir das Beispiel einer Mutter ein, der der Gedanke der Förderschule große Angst machte, da sie in ihrer Vergangenheit erlebt hat, dass ein Kind mit Behinderung vor den Nachbarn versteckt wurde, weil sie sich schämten. Und wenn ihr Kind auf eine Förderschule kommen würde, wäre das für sie wie ein Stempel, den jeder sehen kann.

Passiert das denn erst mit der Schulwahl? Ergibt sich nicht auch schon vorher eine Etikettierung, also, dass Kinder durch die Feststellung eines Förderbedarfs mit einem Etikett versehen werden?

Das passiert nicht immer erst mit der Schulwahl und natürlich auch nicht bei jeder Familie. Fachkräfte empfehlen die Diagnose eines Förderbedarfs in der Regel mit der Absicht, dass dem Kind dadurch zusätzliche Förderung zukommt, die es in der Entwicklung unterstützt und von der es profitieren kann. Trotzdem kann dies auch Nachteile mit sich bringen. Die Ängste einiger Eltern bestehen ja nicht grundlos, sondern auf Erfahrungen, die sie mit Behinderung, damit verbundenen Benachteiligungen, Zuschreibungen und Reaktionen gemacht haben. Mir ist es daher wichtig, den Ängsten der Eltern insoweit Raum zu geben, als das ich sie ernst nehme und versuche sie zu verstehen. Dann bemühe ich mich den Eltern möglichst alle Aspekte deutlich zu machen, die für mich für einen Förderbedarf sprechen und sie umfangreich zu informieren, damit gemeinsam eine gute Entscheidung für das jeweilige Kind und die jeweilige Familie getroffen werden kann.

Wenn ich mit diesem Vorgehen die Ängste der Eltern mindern oder sogar ganz ausräumen kann und wir uns auf einen Förderbedarf einigen können ist das gut, aber auch wenn das nicht der Fall ist, kann es aus meiner Sicht ein erfolgreiches Gespräch sein, denn wenn die Eltern als Experten für ihr Kind keinen Förderbedarf sehen, dann sehe ich es als meine Aufgabe an, nicht weiter darauf zu bestehen, sondern mit den Eltern zu überlegen, was wir als Kita ansonsten für das Kind tun können.

Meines Erachtens ist das Thema Schule für viele Eltern nochmal größer, als wäre der Blick der Gesellschaft auf Schulkinder kritischer als auf Kindergartenkinder.

Und wie gehen die Eltern dann mit Situationen um, in denen sie sich unter Druck gesetzt fühlen könnten? Vielleicht noch einmal unabhängig vom Schuleintritt, habt ihr diesbezüglich irgendwelche Erfahrungen machen können?

Dazu fällt mir eine Reaktion ein. Ich erinnere mich an ein Gespräch, bei dem eine Heilpädagogin anwesend war und da hatte ich den Eindruck, dass nicht nur das Gespräch an sich den Eltern erstmal einen Schock bereitet hat, sondern auch die Tatsache, dass eine Heilpädagogin im Gespräch anwesend war. Aber nachdem die Eltern eine Nacht darüber schlafen konnten, haben sie sich entschieden, den Empfehlungen der pädagogischen Fachkräfte zu folgen. Aus Perspektive der Fachkraft war es eine Unterstützung, die Heilpädagogin bei dem Gespräch dabei zu haben, die Eltern hat es in dem Moment aber verunsichert. Ich denke es ist für alle eine Chance, wenn Fachkräfte und Eltern zusammenarbeiten, und ich würde es gerne schaffen, so mit den Eltern zu sprechen, dass sie merken, dass das gesamte Team und ich mit ihnen gemeinsam den besten Weg für ihr Kind und sie als Familie finden wollen.

Was ich innerhalb von Elterngesprächen immer wieder bemerkt habe ist, dass die Eltern sich weniger unter Druck gesetzt fühlen, wenn der Förderbedarf ihrer Kinder indirekt vermittelt wird, also ohne, dass das Wort "Förderbedarf" überhaupt in den Mund genommen wird. Beispielsweise wurde versucht den Eltern zu vermitteln, dass ihr Kind in seiner Selbstständigkeit

gefördert werden sollte, und es wurde ihnen zu verstehen gegeben, wie wichtig es doch sei, dass ihr Kind wieder regelmäßiger zum Kindergarten kommt, damit es dort eben gefördert werden kann. Diese Formulierung konnten die Eltern annehmen bzw. mit Hilfe dieser Formulierung ist es erst gelungen den Eltern deutlich zu machen, warum wir möchten, dass ihr Kind zur Kita kommt und tatsächlich kam das Kind nach diesem Elterngespräch wieder regelmäßiger in den Kindergarten.

Dieses Vorgehen erinnert mich an Erkenntnisse einer Untersuchung zur Begleitung von inklusiven Prozessen in Elterngesprächen. Darin wurden verschiedene Typen, wie der Verletzlichkeit der Eltern in Elterngesprächen begegnet werden kann, aufgeführt. Die Vermeidung des Wortes Förderbedarf passt für mich sehr zu Typ 1: Symmetrierung und Vorbeugung, bei der sich bemüht wird, die Eltern zu schonen und ausschließlich positive Formulierungen zu wählen.

Ja genau. Außerdem bietet dieses Beispiel auch Anlass zu hinterfragen, warum hier überhaupt ein Förderbedarf besteht bzw. ob der genannte Bedarf überhaupt gebraucht wird. Ich verstehe es generell als Aufgabe der Kita und mir als Fachkraft, die Kinder in ihrer Selbstständigkeit zu fördern und zu unterstützen. Warum sollte die Familie in diesem Fall der Angst vor der vermeidlichen Stigmatisierung ausgesetzt werden? Selbstständigkeit kann sich in allen möglichen uns nicht sichtbaren Momenten entwickeln, wie beim Spielen draußen oder beim Einschenken eines Getränks.

Das ist auch ein interessanter Blickwinkel, den Förderbedarf in der speziellen Situation zu hinterfragen. Danke dafür.

Vorhin habt ihr kurz ein Beispiel genannt, bei dem es um Familien mit nichtdeutscher Familiensprache ging. Gibt es in diesen Fällen noch mehr Besonderheiten, die beachtet werden müssen? Also ihr nanntet schon den möglichen Einsatz einer Übersetzung und deren Gewinn.

Zu Familien mit nichtdeutscher Familiensprache kommt mir die Bedeutung von Vorurteilsbewusstsein in den Sinn. Beispielsweise gab es die Ansicht, dass sich Familien mit

nichtdeutscher Familiensprache in den Augen der Fachkraft nicht genug engagieren würden, wenn es um das Einreichen von Dokumenten oder das Wahrnehmen von regelmäßigen Therapieterminen für ihre Kinder ging. Dabei wurde dieses vermutete Verhalten der Familie nicht direkt unterstellt, sondern die Fachkraft betonte, wie schnell und gut sich die Mutter um die Abwicklung des Prozesses kümmerte und, dass sie immer wieder nachfragte, um alles richtig zu verstehen. Natürlich ist es verständlich, dass sich die Fachkraft über das Engagement der Mutter freut, aber je nach Formulierung könnte sie so auch vermitteln, dass sie dieses Verhalten der Mutter nicht zugetraut hat.

Das stimmt. Danke für das Beispiel, welches ein verstecktes Vorurteil bewusst macht und zum Reflektieren des eigenen Handelns anregt.

Mir fällt auf, dass bei euren Formulierungen teilweise der Eindruck entstehen könnte, dass der Förderbedarf verleugnet wird. Ist das eure Absicht?

Nein keinesfalls, ich würde auch nicht sagen, dass wir den Förderbedarf verleugnen. Mir geht es darum, als Fachkraft zu reflektieren, wenn ich einen Förderbedarf sehe und kritisch zu hinterfragen, ob dieser wirklich als ein solcher zu sehen ist und auch die andere Seite der Medaille wahrzunehmen, nämlich die Möglichkeit der Stigmatisierung für das Kind und seine Familie. Außerdem möchte ich zu einer sensiblen Kommunikation über diesen ermutigen. Für mich ist es beruflicher Alltag über Förderbedarfe zu sprechen, aber das ist es für die meisten Familien nicht. Das gilt auch für die Assoziationen zu diesem Begriff, denn durch meine Ausbildung und meinen beruflichen Kontext verbinde ich teilweise andere Dinge mit der Thematik als Eltern.

Vielen Dank für die Antworten. Also nehme ich aus diesem Gespräch mit, wie Beratungsgespräche sensibel geführt werden können und Familien bei ihren Entscheidungen durch Fachkräfte unterstützt und beraten wurden. Danke ihr beiden. Das waren ein paar sehr interessante Einblicke, die ihr uns gegeben habt!